

Das Ringen um Worte.: Die Diskussion über die Fachsprache der Literaturwissenschaft in den Schiller-Jahrbüchern 1989-90.

REICHART, André
Fukuoka University

<https://doi.org/10.15017/7232056>

出版情報 : 九州ドイツ文学. 36, pp.53-71, 2022-10-31. 九州大学独文学会
バージョン :
権利関係 :



Das Ringen um Worte.

Die Diskussion über die Fachsprache der Literaturwissenschaft in den Schiller-Jahrbüchern 1989-90.

André REICHART

Der Diskussionsaufruf

Daß Wissenschaften ihre eigene Sprache haben müssen, ist unbestritten, ihre Verwissenschaftlichung, das Imponiergehabe im übermäßigen Gebrauch der Terminologie sind es nicht. Was sich regt, ist eine nicht selten vehemente Wissenschaftskritik als Sprachkritik, im Ton wie in der Sache selbst. Der Grundtenor heißt Kommunikation, mangelnde Kommunikation, wie sich versteht.¹⁾

So beginnt Müller-Seidels Aufruf in den Schiller-Jahrbüchern zu einer Diskussionsrunde um die Wissenschaftssprache der Literaturwissenschaft. Gleich zu Beginn bereits konstatiert er also Verständnislosigkeit und zwar im Fortlauf seiner Ausführungen sowohl unter den Wissenschaftlern selbst, als auch bei der Vermittlung von Ergebnissen an Nicht-Wissenschaftler. Und wie Müller-Seidel ebenfalls bereits in dieser Einleitung andeutet – das Verständnisproblem hat viele Facetten. Dementsprechend wird im Verlauf der Debatte diskutiert, welches der richtige Stil sei, in dem literaturwissenschaftliche Ergebnisse vermittelt werden sollten, was der richtige Fachwörtergebrauch sei und ob dieser überhaupt nötig wäre. Schließlich noch wird gefragt, an welchen Rezipientenkreis eigentlich die Arbeiten der Wissenschaftler gerichtet wären.

Zu Beginn der Diskussion war noch nicht offensichtlich, was sich in ihrem Verlauf mehr und mehr zeigt, nämlich dass ein wesentliches Problem in den unterschiedlichen Begrifflichkeiten der verschiedenen theoretischen Ausrichtungen der Literaturwissenschaft liegt. An der Art wie die einzelnen Beiträge mit dieser Frage umgehen, zeichnet sich nichts weniger als ein zentraler Dissens in der Auffassung von Wissenschaft selbst ab. Was aus heutiger Sicht möglicherweise trivial erscheinen mag, ist zu dem damaligen Zeitpunkt konkreter Gegenstand der Aushandlungen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Damit ist nicht gemeint, dass sich die Grundsatzdiskussion um die Fundamente der Germanistik zum ersten Mal um 1989 formiert, sondern dass die Diskussion um die Fachsprache zur (erneuten) Diskussion um die Grundlagen der germanistischen Literaturwissenschaft führt. Auch wenn die Debatte in den Schiller-Jahrbüchern sowie ihre Folgedebatten selbst als historisch angesehen werden dürfen und einen der vielen Meilensteine innerhalb der fachinternen Methoden- und Theoriediskussion markieren,²⁾ so scheinen die grundsätzlichen Schwierigkeiten

zwar analysiert, aber in keiner Weise gelöst zu sein. Mehr noch hat es den Anschein, dass in den folgenden Jahrzehnten die einzelnen Lager sich zwar noch weiter ausdifferenziert haben, aber kaum Bemühungen zu einer Verständigung innerhalb der Disziplin vorgenommen wurden.³⁾ Am eklatantesten wird sicherlich der Riss am Auseinanderdriften der Linguistik und Literaturwissenschaft deutlich.⁴⁾ Deshalb werden ähnliche Befunde aus der Diskussion zwar in späteren Publikationen wiederholt angebracht, jedoch ohne dass sich wesentlich etwas an dem Zustand geändert hätte.

Ebenso der Befund – dass nämlich in regelmäßigen Abständen die Grundlagendiskussion der Literaturwissenschaft neu aufflammt – wird in späteren Disputen immer deutlicher herausgestellt, auch verbunden mit der Frage, ob diese Haltung zum Konstitutionsproblem entweder selbst als konstituierend für die Literaturwissenschaft verstanden werden muss oder ob ein fundamentale Schwierigkeit noch nicht gelöst, bzw. erkannt wurde. Sicherlich ein Grund für die fortwährende Auseinandersetzung mit der Rechtfertigung des Faches stellt der zumindest in den Medien zyklisch wiederkehrende Topos der ‚Krise‘ dar, mit dem die entweder als ‚zersetzend‘ oder ‚dringend notwendig‘ empfundene Theoriediskussion häufig in Verbindung gebracht wird.⁵⁾ Aus Anlass der 2017 erneut im Feuilleton des *Spiegels* entbrannten Diskussion um den Nutzen der Germanistik verfasst Thomas Anz eine sehr prägnante Stellungnahme, die die Diskussionen um die Germanistik respektive um die Literaturwissenschaft vor allem in der publizistischen Öffentlichkeit treffend kommentiert.⁶⁾ Für Anz ist die ‚Krisenstimmung‘ in den Medien eine an das Fach herangetragene und in Bezug auf den angeblichen Relevanzverlustes des Faches auch nicht haltbar.⁷⁾

Dennoch wäre es nicht richtig, die Konstitutionsproblematik als reinen externen Vorwurf zu übergehen. Dieser dockt lediglich an internen Prozessen an. In der Krise steht die gesamte Germanistik vor allem in ihrer Funktion als Container verschiedener Wissenschaften, wie Linguistik, Literaturdidaktik, Literaturwissenschaft etc. In Bezug auf das Problem ihrer Konstitution durch die theoretische Fundierung ihres Gegenstandes ist es fast ausschließlich die Literaturwissenschaft, die dieses durch eine Überproduktion an Theorien zu kompensieren bemüht zu sein scheint.⁸⁾

Deshalb wurde bereits in der Folgediskussion der Schiller-Jahrbücher zum Thema ‚Pluralismus‘, auf die ich teilweise wegen der inhaltlichen Nähe auch zurückgreife, von Manfred Engel vorgeschlagen, die Theoriebildung selbst zum Untersuchungsgegenstands zu machen. 2011 führen Jahraus und Grizelj diese Bestrebungen zur Lösung des Grundlagenproblems durch eine Beobachtung dritter Ordnung weiter fort. Das Ziel ihres Sammelbandes ‚*Theoriethorie*‘ ist es schlussendlich, die Literaturtheorie bei ihrer Entstehung zu analysieren, auch um eventuelle Ergebnisse aus dieser Beobachtung wieder für andere Disziplinen nutzbar zu machen.⁹⁾ Vor allem aber auch um einen möglichen Erklärungsansatz zu finden, weniger warum die Diskussion existiert, sondern mehr warum sie trotz der Analyse der bestehenden Auslöser weiter fortbesteht. Meine Untersuchung versteht sich also als Beitrag zu diesem Programm, anhand der Debatte über die Metakonzepte zur Literaturbeschreibung und ihrer Analyse im günstigsten Fall zentrale Problemkonstellationen benennen zu können. Der Prozess der Verhandlung über das fachwissenschaftliche Begriffsrepertoire, die

unterschiedliche Kritik, die gegen die Verwendung der jeweiligen Termini vorgebracht wird, ebenso wie die angeführten Verteidigungsargumente, liefern wichtige Einblicke in den innerfachlichen Prozess der Methodenfindung zwischen Ablehnung und Akzeptanz.

Wissenschaftsjargon

Am Anfang der Diskussion steht noch weniger das ‚Was‘ und mehr das ‚Wie‘ im Verdacht die Wurzel allen Übels zu sein. Unsitte und Unvermögen das Gedachte in adäquate Worte zu fassen, scheinen vordergründig zu verhindern, dass eine Verständigung möglich ist oder diese dadurch wesentlich erschwert würde. Dies kann z.B. ganz basal die Tendenz der deutschen Wissenschaftssprache zu ihren komplexen und damit schwer verständlichen Satzkonstruktionen sein. Mit diesem Phänomen setzt sich Siegfried Grosse in seinem Beitrag auseinander. Er führt neben dem auf dem Latein basierenden Fremdwortgebrauch und der relativ breiten Möglichkeit der Wortneubildung im Deutschen auch die vermehrte Verwendung des Passives, das Gebot des Präsens und schließlich die deutsche Satzklammer als problematisch an.¹⁰⁾ Werden diese Möglichkeiten nicht vernünftig und gezielt eingesetzt, ist das Ergebnis Unverständlichkeit und der gedachte Inhalt kann nicht mehr sinnvoll vermittelt werden:

Wird die allgemeine Verständlichkeit stark eingeschränkt, dann ist der Text einem Code vergleichbar, der sich nur einem exklusiven Kreis oder gar dem Autor allein erschließt, der egozentriert schreibt oder redet und nicht den Weg zur Aufnahmebereitschaft der Adressaten findet.¹¹⁾

Es ist für ihn letztlich auch eine Frage der reflektierten Benutzung der Möglichkeiten der Sprache und abhängig vom Grad der Bereitschaft des Autors eine Exaktheit zugunsten einer Verständlichkeit zwar nicht zu opfern, aber sie bei der Formulierung zu berücksichtigen. Es fehle also in einigen Fällen nicht zwangsläufig der Wille zur verständlichen Kommunikation, sondern es lägen eher unterschiedliche Vorstellungen vor. Das kann zum einen laut Grosse die Auffassung sein, dass komplex Gedachtes nur durch komplex Formuliertes wiedergegeben werden könne. Es resultiere aber möglicherweise auch einfach aus dem Phänomen, dass verständlich formulierte Texte eine höhere Anforderung und mehr Zeitaufwand für die Schreibenden bedeute, was häufig mit dem universitären Alltag kollidiere.¹²⁾

Hans-Wolf Jäger geht in diesem Punkt noch einen Schritt weiter und fordert, dass zu den wichtigsten Kompetenzen des Germanisten gerade das vermittelnde Schreiben gehöre. Was durch Studium und Forschung an Textarbeit erworben wurde, müsse letztlich sich im Stil der Texte auch wiederfinden:

Der Leser soll merken, daß sich im germanistischen Text jemand äußert, der täglich mit Gliederung und Bildwahl, mit Lautung und Rhythmus zu tun hat, daß hier jemand die Pflichten des Aptums beherrscht und nach Gegenstand, Absicht und Publikum seinen Ton wählt, schwungvoll, nachdenklich oder belehrend. Alle Mittel der Rhetorik - und warum nicht in Maßen auch die der Poesie? - sind willkommen.¹³⁾

Hans-Wolf Jäger stellt klar die Verfertigung des Textes als rhetorische Arbeit heraus, die sich nicht um wissenschaftliche Präzision bemüht, sondern um intellektuelle Unterhaltung auf höchstem Niveau anhand des Gegenstandes ‚Literatur‘.

Mit seinem Hinweis auf die Rhetorik und auch mit den von ihm weiter ausgeführten Vorschlägen zur Konstruktion des guten Textes, deutet sein Beitrag bereits eher unintendiert eine andere kritisierte Tendenz hinsichtlich der Stildiskussionen an, nämlich, dass der literaturwissenschaftliche Text selber droht zum literarischen Werk zu werden. Eklatant wird es in dem Fall, wo der Wissenschaftler sich die Wortwahl und dem Sprachduktus des Literaten, den er analysiert, zu eigen macht. So erläutert Jürgen Link diesbezüglich, wo das Problem zwischen der einen und der anderen Auffassung von Sprachverwendung sei: Am Beispiel der Interpretation von Goethes Harzreise im Winter und der Verwendung vom Begriff ‚Schicksal‘ bediene sich der Interpretant Jochen Schmidt eines Begriffes, der im Text von Goethe existiert. Es kommt damit zu einer Vermischung von Objektsprache und Metasprache. Damit ist genau dieses Sprechen ebenfalls metaphorisch und das soll es nach der Vorstellung einer exakten Beschreibungssprache nicht sein.¹⁴⁾

Wobei diese Grenzüberschreitung, bzw. Grenzverwischung jedoch immer nur dann als Problem angesehen werden kann, wenn eine Trennung von Objektsprache und Metasprache als zwingend erachtet wird. Das ist aber offensichtlich nicht zwangsläufig der Fall, wenn man Hans-Wolf Jägers und Jürgen Links Aussagen gegenüber stellt. Es herrscht also bereits ein Dissens bei der Frage, ob Beiträge über die Sprachkunst selbst Sprachkunst sein dürfen oder nicht.

Allgemeinverständlichkeit der Aussagen wiederum sollte Konsens sein, sowohl von denjenigen, die mit einer schönen Sprache einen Gedanken vermitteln wollen, als auch von jenen, die wissenschaftlich exakt arbeiten möchten, was Überprüfung und Falsifizierbarkeit immer mit einschließt und deshalb Transparenz bei der Vermittlung erfordert.

Die simple Forderung also, dass man nicht unnötig kompliziert schreiben sollte, wenn man es auch einfach sagen kann, wird von niemanden bestritten. Der Vorwurf der rhetorikaffinen Seite lautet vielmehr, dass ein Stil angestrebt wird, der bewusst unverständlich sein soll. Kurioserweise wird dieser gerade von der Seite erhoben, die eher zugunsten eines ‚poetischen Schreibstils‘ argumentiert. So wirft Peter Wapnewski sowohl Dozenten als auch Studenten vor, dass sie lediglich aus dem Antrieb heraus sich zu profilieren, zu komplexen Formulierungen greifen würden:

Sie sind offenbar Ausdruck des Bedürfnisses, die Bescheidenheit des Gedachten, die

Begrenztheit des Gewußten, die Schlichtheit des Erwogenen auftrumpfend zu ummanteln mit den geliehenen - und getragenen – Prunkgewändern der rhetorischen Wichtigtuerei. Verbale Potenzprotzer. Spitzentanz oder Marschtritt des Spreiztons. Dies alles um so peinlicher und qualvoller zu lesen, als es durchaus fehlt an der Fähigkeit, einem Sachverhalt auf einfache Weise den ihm angemessenen Ausdruck zu geben.¹⁵⁾

Dieser Vorwurf tritt wiederholt und in verschiedenen Facetten in der Diskussion auf und wird ganz unterschiedlich begründet. Festzuhalten gilt hier zunächst, dass dies keine Frage mehr des Stils ist, wie auch Abraham in Anschluss an Pörksen meint.¹⁶⁾ Die hier vermutete Problematik geht tiefer und offenbart schlussendlich die wissenschaftstheoretischen Diskrepanzen. Als Symptom dessen gerät der Fachbegriffgebrauch ebenfalls in die Kritik. Zusammenfassend lässt sich zunächst zuspitzen, dass während die eine Seite den als kompliziert kritisierten Sprachstil als Resultat der Verwendung einer Metasprache ansieht, die andere Seite die Sprachverwendung als pseudo-naturwissenschaftlich betrachtet, die letztlich nur aus Profilierungsgründen gewählt wird, ohne eine echte literaturwissenschaftliche Notwendigkeit zu besitzen.

„Worthülsen“

Einer der Vorwürfe lautet also, dass das Nicht-Verstehen des Lesers daraus resultiere, dass Worte benutzt werden, die zwar intellektuell und komplex klingen, die aber im besten Fall etwas sehr einfaches, im schlimmsten Falle gar nichts bedeuten würden. Peter Wapnewski spricht in diesem Zusammenhang von „Worthülsen“. Gemeint sind Fremdworte, überkomplexe Satzstrukturen und (fremde) Fachbegriffe, die, statt zu einer Klärung einer Frage oder zur Beschreibung eines Phänomens beizutragen, eher das Gegenteil als Zweck zu haben scheinen. Wapnewski richtet sich nicht gegen die Wissenschaftssprache im Allgemeinen, denn Fachbegriffe, die Aufgrund der Neuartigkeit dessen, was sie bezeichnen, innerhalb eines Modells mit der entsprechenden Definition sehr wohl nötig und nützlich sind, gehören für ihn zur Wissenschaft. Aber er konstatiert: „Das Elend dieser neuen – auf ihrem Felde legitimen – Prägungen ist ihre Virulenz.“¹⁷⁾

Seine Kritik richtet sich gegen die Übernahme von Begriffen aus anderen Bereichen, d.h. also eine Übertragung von Fachbegriffen zur Benennung eines Phänomens, das sie in ihrer ursprünglichen Definition nicht bezeichnet haben. Weiterhin unterstellt er dieser Praxis, dass sie – ähnlich der Werbeindustrie – dazu diene, dem Geschriebenen einen naturwissenschaftlichen Anschein zu verleihen.¹⁸⁾

Das aber wäre ein *metaphorischer* Gebrauch von Terminologien. Nicht die eigentliche Bedeutung des, häufig einer anderen Wissenschaft entlehnten, Begriffes ist gemeint, sondern eine Ähnlichkeitsbeziehung soll einen Befund am Text veranschaulichen. Uwe Pörksen schreibt dazu:

Derartige Kolonisierungen sind häufig. Erfolgreiche wissenschaftliche Konzepte haben die Tendenz, in Nachbarfächer überzugehen; ein Begriffsapparat, der sich bewährt hat, neigt dazu, zu wandern, von anderen Bereichen entliehen zu werden.¹⁹⁾

Problematisch wird es dann, wenn nicht die ursprüngliche Definition adaptiert wird, sondern wenn ein alltagssprachliches Verständnis des Begriffes zu Grunde gelegt wird. Dieser Entlehnung von Wörtern, die vielleicht wegen ihrer Herkunft populär und interessant wirken, aber in der verwendeten Textbeschreibung deplatziert oder schlicht falsch sind, wird vorgeworfen, dass sie letztlich aus Profilierungsgründen gewählt werden. Der Schreibende möchte, wie auch bei den anderen Stilelementen, als intellektuell komplex und wissenschaftlich aktuell gelten, ohne dass sein bearbeiteter Gegenstand und seine hierzu gelieferten Ergebnisse dies rechtfertigen würden.

In der damaligen sich anschließenden Diskussion der Folgejahre um Pluralismus in der Literaturwissenschaft wurde der Streit um die Verwendung von Fachwörtern und Begriffen weiter ausgetragen, was erneut verdeutlicht, dass die Terminologie einen Hauptkristallisationspunkt für die Grundlagenproblematik der Literaturwissenschaft darstellt. Damals wurde der Begriff ‚Chaos‘ als eine der neuesten Entlehnungen angeführt.²⁰⁾ Bei dem hierbei zu Grunde gelegten physikalischen Ausdruck lässt sich eine ernsthafte Übernahme in die Literaturwissenschaft eigentlich nicht denken. In jedem Fall wäre eine spezifisch literaturwissenschaftliche Definition nötig. Das Gleiche gilt jedoch sicherlich auch für Worte wie ‚Virtualität‘, ‚Fraktal‘ oder ‚Netzstruktur‘; alles ebenfalls Begriffe, die von der Literaturwissenschaft aus anderen Wissenschaften entlehnt wurden, um sie für literarische Analysen zu verwenden.

Ich möchte mit der Gegenüberstellung zweier Untersuchungen literarischer Texte, die beide den Begriff ‚Fraktal‘ verwenden, die Diskrepanz veranschaulichen, die zwischen den Anwendungen liegen kann:

Die polnischen Physiker Stanisław Drożdżad, Paweł Oświciński, Andrzej Kulig und andere haben berühmte Werke der europäischen Literatur quantitativ auf ihre Selbstähnlichkeit hin untersucht und fanden Übereinstimmungen in der Wortanzahl in Abhängigkeit zur Satzlänge. Sie deuten ihren Befund dahingehend, dass im für die Berühmtheit wichtigen Optimalfall des Textes komplexe und einfache Strukturen sich relativ regelmäßig abwechseln, was wiederum eine Ähnlichkeit zu zuvor untersuchten Musikkompositionen und Gehirnwellen aufweist. Durch ihre Analyse sehen sie deshalb die fraktale Struktur als universales Bildungsprinzip auch in Texten und damit möglicherweise auch in menschlicher Sprache insgesamt bestätigt.²¹⁾

In Ottmar Ettes Monographie ‚WeltFraktale. Wege durch die Literaturen der Welt.‘ hingegen übernimmt ‚Fraktal‘ ganz andere Funktionen und dient zur metaphorischen Beschreibung eines Textphänomens. Etwa wenn Roland Barthes Darstellung der marokkanischen Stadt Tanger als ‚Fraktal einer Philosophie, einer Texttheorie‘ bezeichnet wird, die „sich gegen die dominante Rationalität des Abendlandes auflehnt“.²²⁾ Es handelt sich hier offensichtlich nicht um die

mathematische Begriffsverwendung der strukturellen Selbstähnlichkeit, wie es bei dem anderen Aufsatz der Fall ist, wo mit statistischen Mitteln versucht wurde, eine Gesetzmäßigkeit in der Sprachverwendung aufzuzeigen.

Dies führt zu der Frage, ob der Begriff ‚mis en abyme‘, den Ette in seinem einleitenden Kapitel auch an die Seite des Fraktals stellt, für die letztere Arbeit nicht ebenso aussagekräftig wäre.²³⁾ Es hätte zu dem den Vorteil, dass dieser, wenn gleich auch entlehnte, Fachbegriff viel etablierter im Repertoire der Literaturwissenschaft ist.

Es geht mir hier nicht um eine Bewertung der beiden Vorgehen hinsichtlich Nutzen und Aussagekraft, zumal auch Terminologien der Literaturwissenschaft in ähnlicher Weise in andere Disziplinen diffundieren, wie das vielleicht ‚Narrativ‘ am prominentesten gerade kürzlich erst wieder in der Schrift des Ökonomen Robert J. Shiller ‚*Narrative economics*‘ bewiesen hat. Es soll vielmehr eine grundsätzlich unterschiedliche Herangehensweise an Definitionsbegriffe veranschaulichen, deren Ursachen und Motivationen vielschichtig sind. M.E. haben alle Anteil an dem Problem, das ich als *fehlende Definitionskonsistenz* bezeichnen möchte. Dies betrifft fortwährend auch innerhalb der Literaturwissenschaft bereits etablierte Termini und womöglich vermeidet hier Ette ganz bewusst den weitaus früher entlehnten literaturwissenschaftlichen Begriff, obwohl das Rekursionsprinzip die Grundlage beider Begriffe bildet. Literaturwissenschaftliche Begriffe besitzen die Tendenz, im Laufe ihrer Verwendung ihre Trennschärfe zu verlieren. Damit geht ihnen aber genau der wissenschaftspragmatische Nutzen abhanden, nämlich dass nicht über das metasprachliche Werkzeug jedes Mal neu verhandelt werden muss. Gerhard Kurz, der sich bereits 1982 genötigt sah für die so grundlegenden Begriffe ‚Metapher‘, ‚Allegorie‘ und ‚Symbol‘ eine Einführung zu verfassen, formuliert diesen Umstand eher positiv:

Begriffe in der Literaturwissenschaft werden von den Entwicklungen des literarischen Lebens ständig überholt und Revisionen unterworfen. Was als akzidentelles Merkmal galt, kann zum zentralen Merkmal der Begriffsbildung aufsteigen. Ebenso erzwingen veränderte theoretische Rahmenbedingungen, Interessen und Bedürfnisse Revisionen von Begriffen. Daher bleiben Begriffe in der Literaturwissenschaft im besten Sinne diskutabel: über ihre Anwendungsbedingungen muß man sich jeweils verständigen. Ein für alle Mal lassen sie sich nicht definieren. Auch dies spricht nicht gegen diese Begriffe, sondern macht sie brauchbar. Definitionen solcher Begriffe sind daher stets Re-definitionen.²⁴⁾

Kurz, der sich der hermeneutischen Herangehensweise als nahestehend sieht, überträgt ihr Prinzip auf die Begriffsbildung: Im ständigen Zirkel von Verständnis und Adaption wird das Beschreibende beschrieben, um das Zubeschreibende beschreiben zu können. Etablierte Begriffe der Rhetorik unterliegen dabei aber nicht den selben Nützlichkeitsfragen, wie neue Begriffe nicht-hermeneutischer Theorien. Diese erleiden eine Abnutzung bevor sie verhandelt sind.

Ein Beispiel hierfür, das in den Schiller-Jahrbüchern erwähnt wird, ist ‚Diskurs‘.²⁵⁾ Bernd Dotzler, der selbst die Diskursanalyse und ihre Terminologie für seine Forschung anwendet, meint zur Verwendung des Begriffs: „*Diskurs* ist angesagt, selbst wo man einst von Weltanschauung oder Gedankengut gesprochen hätte.“²⁶⁾ Die häufig als inflationär bezeichnete Verwendung des Begriffs hatte schließlich seine Unschärfe zur Folge; eine Unschärfe unter der auch die Reputation der gesamten Diskursanalyse litt.²⁷⁾

Dieses ‚Verbrennen‘ der Begriffe folgt einem wiederkehrenden Muster: Ein eigentlich definierter, oder zumindest zu definierender, Begriff, hat durch seine verschiedenartige Verwendung und den unterschiedlichen Gebrauch genau das eingeübt, was er als Fachwort hätte leisten sollen – eine genaue Benennung eines Phänomens unter der Berücksichtigung der theoretischen Prämissen, die die Grundlage für das Modell bilden, auf das der Begriff fußt. Nicht ohne Grund also, dass einige Monographien sich ausschließlich mit der Bedeutung und Verwendung von ‚Diskurs‘ beschäftigt haben.²⁸⁾ Dabei zeigt sich ebenso, dass gerade bei komplexen theoretischen Begriffen es auch schlicht nicht möglich ist, auf eine klare und damit konkrete Verwendung zu rekurren. So erwähnt Sarah Mills in ihrer Studie, dass allein Foucault streng genommen wechselnde Konzepte von ‚Diskurs‘ im Laufe seines Œuvres entwickelt hat und mindestens drei unterschiedliche Definitionen angibt, womit ein bloßer Hinweis auf eine Diskursanalyse ‚nach Foucault‘ weiterhin ungenau bleiben würde.²⁹⁾ Die Dynamik der Entwicklung, die Gerhard Kurz anführt, ist nicht was Dotzler kritisiert. Dotzler sieht die Etablierung eines Begriffs durch seine Popularität gefährdet. Im Versuch auch bereits bestehende Konzepte durch die neuen Begriffe auszudrücken, verlieren diese ihre ursprüngliche Bedeutung.

Diese *modische* Verwendung eines Begriffs (und selten eines ganzen Beschreibungsapparats) ist aber auch den Regeln einer Mode unterworfen. Im modischen Denken verliert ein Term dann seinen Nutzen, wenn er nicht mehr aktuell ist. Seine fehlende Aktualität ist in der Regel auch häufig die einzige Begründung, warum ein Terminus plötzlich als veraltet gilt. Sein Kern, sein Aussage oder das Modell selbst sind nicht theoretisch widerlegt und damit für unbrauchbar erklärt worden, sondern sie sind nicht mehr interessant, weil sie von anderen, aktuelleren (nicht effizienteren) Konzepten abgelöst werden. Peter-André Alt spricht in diesem Zusammenhang von „Theorieruinen inmitten der Eiswüsten der Abstraktion“.³⁰⁾ Er referiert damit jedoch auch auf eine andere Gefahr hinsichtlich elaborierter Theoriekonstrukte, was auch Manfred Engel anspricht; nämlich die häufig fehlende Überführung einer Theorie in die Interpretations- und Analysepraxis:

Wie sähe ein Diskursbegriff aus, der tatsächlich als Mittel literarhistorischer Analyse (etwa für den »Diskurs der Empfindsamkeit«) verwendet werden kann? Welche ganz konkreten Verfahrensweisen sind zur Rekonstruktion eines bestimmten Diskurses anzuwenden? Wie ließen sich Verbindungen zu Ergebnissen und Methoden der Mentalitäts-, der Bewußtseins- und Sozialgeschichte herstellen? Könnte man Konzepte der Systemtheorie und der Diskursanalyse miteinander verbinden?³¹⁾

Dieser Fragenkatalog belegt eindrucksvoll, was methodisch zu diesem Zeitpunkt entweder nicht gegeben oder noch nicht ersichtlich war – eine anwendbare Überführung eines abstrakten Modells für die Beschäftigung mit Literatur. Engel bedauert weiter, dass an dessen Stelle ein eher unreflektierter Massenprozess trete (er nennt ihn den Maelstrom), der von den Theorien sich nimmt, was er braucht und am Ende nur Konzepte übrig lässt, die praktisch verwertbar sind. Leider aber bar jeglicher theoretischen Fundierung:

Um wahllosen Eklektizismus handelt es sich jedenfalls nicht: So gefräßig der Maelstrom auch sein mag – er verschluckt seine Opfer doch nicht mit Haut und Haaren, sondern spuckt (mindestens langfristig) das ihm Unverdauliche, Inkompatible sorgfältig wieder aus. [...] Quasi naturwüchsig vollzieht sich so eine Entprinzipialisierung der Theorieavantgardismen – aber sie vollzieht sich auch blind und selbst theorielos. Wofür ich daher plädieren möchte, ist die Eröffnung einer zweiten Ebene der Theoriedebatte, die den ständigen Übergang von der Avantgarde in den Mainstream thematisiert.³²⁾

Auf dieses Defizit reagieren spätere Publikationen, wie z.B. die von Arne Klawitter und Michael Ostheimer, in der sie in den entsprechenden Kapiteln konkrete Hinweise zur Anwendung der jeweiligen Theorien geben und sie in der Textanalyse veranschaulichen.³³⁾ Ebenso die zusammengestellten Beispielinterpretationen zu einzelnen Autoren bewusst reduktionistisch mit nur einem Theorieansatz vorgenommen, etwa zu Kafkas ‚*Urteil*‘³⁴⁾, aber auch Walther von der Vogelweyde³⁵⁾, verfolgen in ähnlicher Absicht die praktische Anwendung abstrakter Interpretationsmodelle. Bereits vor der Diskussion in den Schiller-Jahrbüchern hatte David Wellbery solche Beispielinterpretationen zu Heinrich von Kleists ‚*Erdbeben in Chili*‘ herausgegeben.³⁶⁾ Der Vorwurf, dass abstrakte Theorieentwürfe keine praktische Umsetzung erfahren, ist also nicht ganz gerechtfertigt. Aber Engel und Alt geht es bei ihrer Kritik vor allem um das Fehlen einer konsequenten Fortsetzung der Anwendung in der Forschungsliteratur, die sich zu sehr auf die rein theoretische Reflexion zurückziehen würde.

Zumindest hinsichtlich diesem Aspekt hatte die Diskussion vermutlich den entscheidenden Effekt in einer steigenden Anzahl von Einführungen in die Literaturwissenschaft und ihre Theorie zu münden, die das Eingeforderte am konkreten Gegenstand Literatur versuchen umzusetzen. Zugleich versetzen sie den Studenten durch die Überblickdarstellung überhaupt erst in die Lage, zwischen verschiedenen Ansätzen wählen zu können, möglicherweise auch über die Grenzen des Angebots des eigenen Lehrstuhl hinaus. Dies alles sind Grundvoraussetzungen, falls man hofft, dass in der Praxis sich einer der Ansätze gegenüber den anderen bewährt und durchsetzt.

Die Übernahme eines literaturwissenschaftsfremden Begriff kann jedoch durchaus aus pragmatischen Erwägung geschehen. Zum einen um einen Ersatz für einen unbrauchbar gewordenen Ausdruck zu finden, zum anderen aber auch um eine breitere, womöglich sogar interdisziplinäre

Verständigung zu fördern. Es hat unter Umständen Vorteile einen bereits definierten Begriff und ein zugehöriges Modell aus einer anderen Wissenschaft zu entlehnen, um auf die bereits bekannte Definition zurückzugreifen. So hat Nicole Mahne das Konzept der Vektoren für die Beschreibung von Hypertext-Literatur aus der Geometrie übernommen, um unterschiedliche Typen von Verlinkung der Textteile besser unterteilen und beschreiben zu können.³⁷⁾ Dafür war keine neue Definition von Vektor nötig, sondern sie wurde lediglich für die spezifische Verwendung der Textanalyse sogar in ihrer Komplexität reduziert, da nur der Aspekt der Richtungsvorgabe wichtig war, um zu veranschaulichen, wie sich ein Leser durch den Text bewegen kann. Hauptaugenmerk lag dabei auf der Beschreibung der unterschiedlichen Grade von Interaktivität des Lesers mit dem Text. Zudem gab es keinen vergleichbaren genuin literaturwissenschaftlichen Begriff, da es sich um ein neues Phänomen des Internetzeitalters handelte. Werden diese Konzepte tatsächlich konsequent so angewendet, hätte es den Vorteil eine nicht nur fachrichtungsspezifische Terminologie zu pflegen, sondern, wie im Beispiel der mathematischen Konzepte, auch Teilnehmer anderer methodischer Ausrichtung innerhalb der eigenen Disziplin sowie Fachfremden ein Verständnis der Ergebnisse zu erleichtern. Auch bietet es den Vorteil auf ein bereits elaboriertes Begriffsrepertoire zurückgreifen zu können, das unter Umständen bereits alle definitorisch denkbaren Fälle berücksichtigt, anstatt erneut ein neues Begriffsvokabular zu entwerfen, das im ungünstigsten Fall nahezu identische Phänomene mit anderen Begriffen beschreibt. Das Vektor-Konzept besitzt aufgrund seiner Abstraktion darüber hinaus auch Flexibilität, denn zwar verliert derzeit Hypertext-Literatur mehr und mehr an Bedeutung,³⁸⁾ aber der Beschreibungsapparat lässt sich ohne weiteres auf Plot- und Questkonstruktionen von Computerspielen anwenden, da ihnen letztendlich eine hypertextuelle Idee zu Grunde liegt.

Fehlende Definitionskonsistenz tritt aber nicht nur bei abstrakten Termini auf. Sie betrifft im weit größeren Maße Konzepte und Bezeichnungen des Alltages. Wenn Literatur als sekundär symbolbildendes System Lebensumwelt repräsentiert, werden auch komplexe, soziale Phänomene in ihr abgebildet. Begriffsdefinition wird in diesem Fall häufig mit philosophischer Begriffsanalyse verwechselt, was vollends problematisch wird, wenn man das Textliche der Literatur als vernachlässigbar erachtet.

Am Beispiel der Diskussion um die Definition des Begriffes ‚Gewalt‘ möchte ich präzisieren, was ich mit dem Vorhergehenden meine. Zunächst war ‚Gewalt‘ ein bestimmendes Thema um die Jahrtausendwende auch in literaturwissenschaftlichen Untersuchungen, aber vor allem natürlich in der Sozialwissenschaft. Die Diskussion zeigt, dass selbstverständlich auch andere Disziplinen die Schwierigkeit mit der Etablierung von Fachbegriffen haben.³⁹⁾ Die Sozialwissenschaft hat weiterhin noch keine allgemein verbindliche Definition etablieren können, was wiederum eng verbunden ist mit der Popularität des Themas, aber auch mit der Ausdifferenzierung der beteiligten Disziplinen zu ihrer Untersuchung.⁴⁰⁾ Hinzu kommen spezifische Probleme der deutschen Sprache, die im Grunde nur einen Gewalt-Begriff kennt, wo das Lateinische noch zwischen ‚potestas‘ und ‚violentia‘ oder

das Englische zwischen ‚violence‘ und ‚power‘ unterscheiden kann.⁴¹⁾ Das eröffnet bereits auf sprachlicher Basis, was in der Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Realität nur umso deutlicher hervortritt: Die Definition eines Begriffes kann niemals die Komplexität seines Gegenstandes abbilden, besonders dann nicht, wenn die Anforderungen an den Begriff noch erhöht werden und nicht nur Aspekte der physischen und psychischen, sondern auch der systematischen bis hin zur symbolischen Gewalt abgebildet werden sollen.⁴²⁾ Die Konsequenz, die die Sozialwissenschaft in Teilen daraus versucht zu ziehen, ist den Gewaltbegriff in seiner Komplexität zu reduzieren. Jan Philipp Reemtsma etwa hatte den Vorschlag gemacht, Gewalt nach der Motivation des Täters zu unterteilen.⁴³⁾

Im Falle der Literatur hätte man sogar den Vorteil ein zunächst begrenztes -- weil textliches -- Phänomen vorliegen zu haben. Der Literaturwissenschaft böten sich somit im Gegensatz zur Sozialwissenschaft ganz andere Möglichkeiten der Komplexitätsreduktion. Stattdessen aber wurde im Zuge der Popularität des Themas der Gewaltbegriff auf die ‚Formzerschlagung‘ als Gewalt an der Sprache ausgedehnt, was wiederum zu einem problematischen Gewalt-Begriff führte.⁴⁴⁾ Dies wiederum führte zu dem Vorwurf, dass hier Themen mit dem Gewalt-Thema assoziiert wurden, um ihnen eine Popularität zu verleihen, die sie von sich aus nicht besessen hätten.⁴⁵⁾

Geborgte „Arkansprache“

Im Falle der kritisierten Diskursanalyse ging es aber nicht nur um einen metaphorischen oder unzulänglichen, bzw. falsch motivierten Gebrauch von Fachtermini, entweder einer anderen Wissenschaft oder der Literaturwissenschaft selbst, sondern es wurde noch ein weiterer Zustand als Ursache für die babylonische Sprachverwirrung der Germanistik genannt. Aufgrund der damaligen (und auch heutigen) Situation, dass verschiedene Theorien und ihre Modelle zur Beschreibung dessen bereit stehen, was Literatur sei und wie man sie interpretieren könne, liegt ein faktischer Methodenpluralismus vor. Die einzelnen Ansätze mit ihren eigenen Voraussetzungen verwenden eigene Fach- oder Leitbegriffe. Das Wissen über ihre Bedeutung, ihre Definition, teilen diejenigen, die sich mit der Theorie auskennen, die anderen aber nicht. Das macht es zwangsläufig notwendig, dass Begriffe, die für eine Analyse verwendet werden sollen, gesondert zu Beginn eingegrenzt und definiert werden müssen. So wie es ebenfalls notwendig ist, wenigstens mit Fußnoten auf den oder die entsprechenden Ansätze für die Beschäftigung mit dem Text zu verweisen, da auch hier keine allgemeine Verbindlichkeit besteht. Am Ende werden dann entweder die einzelnen Ergebnisse einer Analyse allgemeinsprachlich (um-) formuliert, oder sie sind nur von denjenigen zu verstehen, die dieselben theoretischen Ansätze verfolgen. Hans-Wolf Jäger beklagt hierbei die Banalität der Ergebnisse, wenn sie ‚normalsprachlich‘ zusammen gefasst würden, nachdem man einen aufwendigen Begriffsapparat angewandt hat. In anderen Fällen bemängelt er das Fehlen, bzw. das bewusste Weglassen einer allgemeinverständlichen Zusammenfassung.⁴⁶⁾

Dass aber eine Überführung durchaus eine Reduktion darstelle oder eine Umsetzung in einen anderen Begriffsapparat nicht dasselbe bezeichnen könne, wie ihre Ausgangskonzeption, diskutiert Friedrich Kittler:

Denn die Stringenz einer jeden Beschreibung ist Funktion von Leitbegriffen, die beim Versuch, sie in die Leitbegriffe anderer Theorien zu übersetzen, zum flatus vocis verkämen. Diese Grenze des Pluralismus sollte unter Literaturwissenschaftlern, deren Amt schließlich das Wort ist, einverständlich geblieben sein.⁴⁷⁾

Es ist nicht sonderlich überraschend, dass ein Untersuchungsergebnis, das auf den theoretischen Vorüberlegungen basiert, die sich in den verwendeten Termini bündeln, banal erscheint, wenn man ihm bei einer allgemeinsprachlichen Zusammenfassung mit den Fachbegriffen auch seinen theoretischen Unterbau entzieht.

Dagegen wenden Lutz Dannenberg und Friedrich Vollhardt ein, dass dies nur für eine Übersetzung als triviale einfache Übersetzung gelte. Theorien und ihre Begriffe müssten aber transferfähig bleiben, ansonsten drohe eine Hermetisierung der eigenen Methode.⁴⁸⁾

Kommunizierbarkeit ist auch für Gerhard Schulz eine notwendige Voraussetzung, vor allem für eine Falsifizierbarkeit einer Aussage:

Daß die Ergebnisse eines wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses erst dann ihren Wert erhalten, wenn sie kommunizierbar und mithin auch überprüfbar sind, sollte sich für alle, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, von selbst verstehen.⁴⁹⁾

Wenn nun teilweise die Meinung vertreten wird, dass sich bestimmte Modelle aufgrund ihrer Komplexität nicht weiter reduzieren lassen, droht eine Hermetisierung eines Ansatzes. Das ist kontraproduktiv, wenn ich möchte, dass meine Theorie auch in der Anwendung einen Nutzen hat und sich nicht zu einem esoterischen Geheimwissen wandelt, einer „Arkansprache“, wie es Gerhard Schulz nennt. Ebenso besteht die Gefahr, dass die Vertreter einer Methode, ohne es zu merken, bereits unterschiedliche Verständnisse der Leitbegriffe entwickelt haben. Genauso wenig nützlich wäre es, wenn sich verschiedene Vertreter der selben Methode bei der Definition der notwendigen Begriffe nicht aufeinander beziehen würden. Bestenfalls wird mehrmals das selbe, schlimmstenfalls jedes Mal etwas anderes definiert. Eine ‚Worthülse‘ entsteht also auch dann, wenn die Referenzdefinition nicht zugänglich ist.

Dass jedoch in einer sich ausdifferenzierenden Wissenschaftsdisziplin Teilbereiche entstehen, die nicht mehr von allen Teilnehmern einer Fachrichtung gleichermaßen beherrscht werden, ist wenig überraschend. Auch Wapnewski, der die für sich neuen Fachsprachen den einzelnen Instituten in Bielefeld, Frankfurt und Stuttgart zuordnet, bekennt, es sei nicht „seine Sprache“, akzeptiert aber

ihre Daseinsberechtigung.

Und auch Link macht noch einmal deutlich, dass die in der Textuntersuchung verwendeten Bezeichnungen gerade keinen Selbstzweck erfüllen:

Der Gebrauch linguistischer, diskurstheoretischer und ähnlicher Termini in der Literaturwissenschaft ist also durch ihren jeweiligen analytischen und deskriptiven Erfolg legitimiert und natürlich nur durch ihn.⁵⁰⁾

Die Überprüfung zu welchen Ergebnissen eine Methode unter ihren Voraussetzungen führt, ist jedoch ebenfalls Teil der Wissenschaft.

Nur genauso wie die Fachwörter auf eine bestimmte Theorie hinweisen, so markieren sie ebenfalls eine Zugehörigkeit zu einer gewissen Denkrichtung, die häufig eigentliches Ziel der Kritik ist. So trifft die damals offensichtlich noch nicht etablierte Diskursanalyse vor allem in Albert Wicherts Abrechnung mit Bernd J. Dotzler (und indirekt Jürgen Link) der Vorwurf einer Kommunikationsverweigerung, die letztlich aus dem Impetus resultiere, sich von anderen Fachvertretern abzugrenzen und isolieren zu wollen. Dotzlers eigener Beitrag zur Forschung sei zudem überflüssig, wenn er sich auf die Reproduktion von Foucaults Gedanken zurückziehen würde.⁵¹⁾

Dass grundsätzlich die Notwendigkeit für die Schaffung neuer Termini aus der Motivation neue Erkenntnisse zu fördern entstehe, ist somit ebenfalls nicht Konsens. Für Hans-Wolf Jäger jedenfalls ist die „Kunstsprache“, bestehend aus „Klapperwörter[n]“ und „Wortzinnober“ eine Reaktion auf den Verlust der Reputation der Germanistik in der Gesellschaft. Sie ist pseudoexakt und möchte mit einer Naturwissenschaft verwechselt werden, umso wie diese wieder Geltung zu erreichen.⁵²⁾

Auch Pörksen steht dieser ‚Verwissenschaftlichung‘ der Sprache kritisch gegenüber, spricht von ‚Sprachverhau‘ und hält den Fremdwörtergebrauch für unnötig in der Geisteswissenschaft.⁵³⁾ Es ist, wie auch bei Wapnewski, kein systematischer, sondern ein ideologischer Einwand gegen die Etablierung oder Übernahme von Fachwörtern, wobei einer mit definierten Begriffen operierten Sprache letztlich vorgeworfen wird, dass sie durch einen ansteigenden Abstraktionsgrad, den Inhalt der Aussage löscht:

Der sprachliche Aufwand wächst, während der Gehalt sich dem Nullwert nähert. Die Disproportion zwischen sprachlichem Aufwand und dargestellter Sache wird *das* Leseerlebnis. Was man erfährt, ist nicht falsch, sondern überflüssig.⁵⁴⁾

Und auch Gerhard Schulz unterstellt diesem Vorgehen, dass es nicht Erkenntnisgewinn zum Ziel hat, sondern stattdessen der Profilierung des Autors dienen soll:

Die literaturwissenschaftlichen Gruppenjargons dienen samt und sonders der Identifikation von Richtungen innerhalb des größeren Ganzen des Faches. Sie reflektieren tatsächliche oder, häufiger noch, behauptete Originalität, die wiederum der Profilierung der Autoren dient. Diese Profilierung aber ist nötig im großen Konkurrenzkampf des Arbeitsmarktes oder für den Weg zu höherem Ruhm, zu Stipendien, Einladungen, Berufungen und Preisen. Das alles ist an und für sich nicht neu; geändert hat sich nur das Volumen, die Zahl der an solchem Spiel Beteiligten bei der immens gewachsenen Anzahl von Universitäten, Studierenden und Publikationen.⁵⁵⁾

Meines Erachtens offenbart sich in diesen Stellen der eigentliche Kern der Diskussion. Die sicherlich teils berechtigten Vorwürfe, dass Theorien zu häufig sich abwechseln ohne ersichtlichen Grund, außer einer modischen Haltwertzeit einer Idee oder, dass Arbeiten bewusst auf ein populäres Thema hin ausformuliert werden, obwohl objektiv betrachtet sie nur marginal mit diesem verbunden sind, betreffen nicht die Theorien und Methoden an sich, sondern ein Umgang mit diesen. Und obwohl vermehrt immer wieder von den Kritikern darauf hingewiesen wird, dass Fachtermini im begrenzten Maße ihre Berechtigung besäßen, lässt sich dennoch wenig aus den Beiträgen ableiten, dass ein großer Nutzen in ihnen gesehen wird.

Der Vorwurf Wicherts, Dotzler würde nur mit geborgten Wörtern schreiben, also die Sprache eines anderen sprechen und die damit verbundene Auffassung, nach den innovativen Konzepten kann es nur noch ein Heer von Mitläufern geben,⁵⁶⁾ entstammen der selben Wurzel. Diese Vorwürfe kann man nur formulieren, wenn man ein anderes Wissenschaftsverständnis hat, als derjenige, der sich an festgelegte Begriffe versucht zu halten. Dann ist die Verfertigung eines Theoriegebäudes eine intellektuelle Glanzleistung, die als Inspirationsquelle für sich stehen kann, aber eben keine Überführung in eine Methode benötigt, sondern lediglich eklektisch zur Anregung neuer Konzepte verwendet werden kann, will man sich nicht durch Kreativlosigkeit blamieren.

Andernfalls erkennt man durchaus einen Nutzen in der Verwendung von festgelegten Termini, die – um den Preis der eigenen Kreativität bei der Schaffung von tollkühnen Beschreibungen – letztlich von jedem, der die Definition liest, verstanden werden kann. Im ersten Fall zählt individuelle Kreativität, im zweiten Fall exakte intersubjektive Vermittelbarkeit.

Wenn aber die Auslegung eines Textes eben nicht Handwerk, sondern selbst als Kunstleistung verstanden wird, dann ist die Reduktion der Metasprache auf einzig ihr beschreibendes Element ohne jegliches übertragenes Sprechen nicht akzeptabel. Teile der Literaturwissenschaft, die seit Beginn der Theoriediskussionen spätestens in den 1960er Jahren eine ‚Wissenschaftsscheu‘ und eine Angst vor dem ‚Szientismus‘ gezeigt haben, sind in vielerlei Hinsicht der autonomieästhetischen Idee verpflichtet, dass Kunst nur Kunst bleiben kann, wenn ein uninterpretierbarer Rest sich der Analyse entzieht. Meines Erachtens liegen aber die Wurzeln dieser Verklärung von Kunst im religiösen Ursprung der hermeneutischen Textexegese. Wenn schon nicht die Autorinstanz, so ist doch

wenigstens das Kunstwerk und damit der literarische Text erhaben über die eindimensionalen Beschreibungsversuche mit einer eindeutigen Sprache. Bereits Lotman hatte diesbezüglich argumentiert, dass selbstverständlich bei der Reduktion eines polyvalenten Textes in einen hoffentlich eindeutigen Text ein gewisser Teil nicht abbildbar bleibt. Dies sei aber nur dann ein Defizit, wenn man die Gesamtheit der Kommentare und Auslegungen außer Acht lassen würde. Es steht nicht eine Analyse einem literarischen Text gegenüber, sondern ein literarischer Text hat das Potential eine Vielzahl von Lesarten zu provozieren. Dennoch spricht nichts gegen eine Trennung in eine kulturbeschreibende Disziplin, die sich von jener Disziplin abgrenzt, die bei ihrer Kulturbeschreibung zugleich auch Kunst schafft. Letztere ist zum Beispiel die Literatur, erstere ihre Wissenschaft.

Gleichzeitig muss der Fraktion, die sich um die Wissenschaftlichkeit der Literaturwissenschaft bemüht, ebenso deutlich klar sein, dass damit das Potential der Literaturwissenschaft als kulturkritische und kulturschaffende Institution erheblich eingeschränkt wird. Dieser eigentliche ‚Relevanzverlust‘, der sich für einige Germanisten aber schon nach dem 2. Weltkrieg ereignet hatte, stellt für weite Teile der Opposition weiterhin eine Kränkung dar. Die notwendige Aufspaltung der Literaturwissenschaft verlief also nicht an den Grenzen einzelner Theorien, sondern an der Einstellung der Teilhabenden zur Wissenschaftstheorie. Dementsprechend wäre eine Trennung in Literaturkritik und Literaturwissenschaft weitaus gewinnbringender, als die Diskrepanzen so fundamentaler Überzeugungen weiterhin innerhalb einer Disziplin versuchen auszutragen.

Anmerkungen

- 1) Müller-Seidel, Walter: *Wissenschaftssprache, Verwissenschaftlichung der Sprache, Sprachkultur. Vorüberlegungen zu einer Diskussion*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 3.
- 2) Detering, Heinrich: ‚Eine Gebrauchsanweisung.‘ In: Arnold, Heinz Ludwig / Ders. (Hgg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München: DTV, 2005. S. 9-23; hier: S.12.
- 3) Vgl. Linke, Angelika / Müller Nielaba, Daniel: *Linguistik und Literaturwissenschaft: Reziproke Nutzbarkeiten*. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*. (Heft 172 / Jhg. 43). S. 38-43; hier: S. 38f.
- 4) Knobloch, Clemens: *Vom Ende einer wunderbaren Freundschaft*. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*. (Heft 172 / Jhg. 43). S. 29-33; hier: 29f.
- 5) Ludwig Jäger etwa bezeichnet sie bereits als „*notorisch*“ für die Germanistik. – Vgl. Jäger, Ludwig: *Return to Philology*. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*. (Heft 172 / Jhg. 43). S. 48-54, hier: S. 49.
- 6) https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=22997 [4.9.2022]
- 7) Vgl. https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=22997 [4.9.2022]
- 8) Der erst vor kurzem vom Journal of Literary Theory veröffentlichte CfP zur Frage nach der

- Relevanz der Literaturwissenschaft macht nur allzu deutlich, dass eben doch auch fachintern die ‚Krise‘ weiterhin präsent ist: <http://www.jltonline.de/index.php/cfp/article/view/1081/2495>
- 9) Grizelj, Mario / Jahraus, Oliver (Hgg.): *Theoriethorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften*. München: Fink, 2011.
 - 10) Grosse, Siegfried: *Sprach-Lehre*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34 (1990). S. 436f.
 - 11) Grosse, Siegfried: *Sprach-Lehre*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34 (1990). S. 437.
 - 12) Grosse, Siegfried: *Sprach-Lehre*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34 (1990). S. 437.
 - 13) Jäger, Hans-Wolf: *Schön. Schlicht*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 421.
 - 14) Jäger, Hans-Wolf: *Schön. Schlicht*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 426.
 - 15) Wapnewski, Peter: *Sprache, die über ihre Verhältnisse lebt*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 439.
 - 16) Vgl. Abraham, Ulf : *Kein Schüler weit und breit*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34 (1990). S. 433.
 - 17) Wapnewski, Peter: *Sprache, die über ihre Verhältnisse lebt*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 438.
 - 18) Wapnewski, Peter: *Sprache, die über ihre Verhältnisse lebt*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 439.
 - 19) Pörksen, Uwe: *Thesen zur Sprachkritik und zur Wissenschaftssprache*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 432.
 - 20) So macht sich Helmut Kreuzer darüber lustig, dass nun der neue Modebegriff ‚Chaos‘ sei, als ein Resultat der damals wieder populär werdenden Chaos-Forschung. Auch Theodor Verweyen und Gunter Witting nehmen diese Tendenz eher ironisch auf. - Verweyen, Theodor / Witting, Gunter: *Wozu die Aufregung?* In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 35 (1991). S. 346; Kreuzer, Helmut: *Spontane Bemerkungen zu Walter Müller-Seidels Thesen über das neue in der Literaturwissenschaft*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 38 (1994). S. 432.
 - 21) Drożdżad, Stanisław / Oświęcimkaa, Paweł / Kulig, Andrzej: ‚*Quantifying origin and character of long-range correlations in narrative texts.*‘ *Information Sciences*. Volume 331, 20 February 2016, Pages 32-44.
 - 22) Ette, Ottmar: *WeltFraktale. Wege durch die Literaturen der Welt*. Stuttgart: Metzler, 2017. S. 183.

- 23) Vgl. Ette, Ottmar: *WeltFraktale. Wege durch die Literaturen der Welt*. Stuttgart: Metzler, 2017. S. 31.
- 24) Kurz, Gerhard: *Metapher, Allegorie, Symbol*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004 (EA 1982). S. 6.
- 25) Tatsächlich muss man bei dem Bezug auf die historische Diskursanalyse nach Foucault streng genommen auch von einem entlehnten Modell sprechen, denn es war nie ein literaturspezifisches.
- 26) Dotzler, Bernd J.: *Das Einhorn, das es gibt*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 409.
- 27) Vgl. Engel, Manfred: *Im Maelstrom des Mainstreams*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 37 (1993). S. 440.
- 28) Etwa der Sammelband von Heinz Ulrich Nennen *Diskurs: Begriff und Realisierung* und die UTB-Einführung von Sara Mills *Der Diskurs*.
- 29) Mills, Sara: *Der Diskurs*. Tübingen: Francke, 2007. S. 6f.
- 30) Alt, Peter-André: *Neue Synthesen. Alte Texte*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 39 (1995). S. 427.
- 31) Engel, Manfred: *Im Maelstrom des Mainstreams*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 37 (1993). S. 440f.
- 32) Engel, Manfred: *Im Maelstrom des Mainstreams*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 37 (1993). S. 440f.
- 33) Klawitter, Arne / Ostheimer, Michael: *Literaturtheorie - Ansätze und Anwendungen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008.
- 34) Jahraus, Oliver (Hg.): *Kafkas „Urteil“ und die Literaturtheorie. Zehn Modellanalysen*. Stuttgart: Reclam, 2007.
- 35) Keller, Johannes / Miklautsch, Lydia (Hgg.): *Walther von der Vogelweide und die Literaturtheorie. Neun Modellanalysen von „Nemt, frouwe, disen kranz“*. Stuttgart: Reclam, 2008.
- 36) Wellbery, David E. (Hg.): *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili“*. München: Beck, 1987.
- 37) Mahne, Nicole: *Transmediale Erzähltheorie. Eine Einführung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB), 2007. Vgl. besonders S. 112-115.
- 38) Vgl. Herrmann, Leonhard / Horstkotte, Silke: *Gegenwartsliteratur. Eine Einführung*. Stuttgart: Metzler, 2016 S. 209.
- 39) Vgl. Wahl, Klaus: *Aggression und Gewalt. Ein biologischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher Überblick*. Heidelberg: Springer, 2009. S. 6.
- 40) Waldenfels, Bernhard: *Aporien der Gewalt*. In: Dabag, Mihran et al. (Hg.): *Gewalt. Strukturen, Formen Repräsentationen*. München: Fink, 2000. S. 9-24, hier: S.9.

- 41) Imbusch, Peter: ‚Der Gewaltbegriff.‘ In: Heitmeyer, Wilhelm / Hagan, John (Hgg.): *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2002. S. 26-57; hier: S. 29f.
- 42) Jäger, Friedrich: *Der Mensch und die Gewalt. Perspektiven der historischen Forschung*. In: Ders. / Straub, Jürgen (Hgg.): *Was ist der Mensch, was Geschichte? Annäherungen an eine kulturwissenschaftliche Anthropologie. Jörn Rüsen zum 65. Geburtstag*. Bielefeld: Transcript, 2005. S. 301-323; hier: S. 304; Wahl: *Aggression und Gewalt*. S. 12.; Imbusch: *Der Gewaltbegriff*. S. 40.
- 43) Reemtsma, Jan Philipp: *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. Hamburg, 2008. (Verlag Hamburger Edition). S. 108.
- 44) Geier, Andrea: ‚V. Repräsentationen der Gewalt: 1. Literatur.‘ In: Christ, Michaela / Gudehaus, Christian (Hgg.): *Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2013. S. 263-268; hier: S. 263.
- 45) Groebner, Valentin: *Schock, Abscheu, schickes Thema. Die Kulturwissenschaften und die Gewalt*. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 1 (2007) H. 3. S. 70-83; hier: S. 72.
- 46) Vgl. Jäger, Hans-Wolf: *Schön. Schlicht*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 420.
- 47) Kittler, Friedrich: *Grenzen des Pluralismus*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 35 (1991). S. 331.
- 48) Danneberg, Lutz / Vollhardt, Friedrich: *Grenzen des Pluralismus, Wissenschaft, Selbstbindung*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 36 (1992). S. 389.
- 49) Schulz, Gerhard: *Jargon der Unverständlichkeit*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34 (1990). S. 441.
- 50) Link, Jürgen: *Entweder »germanistisch« oder »deutsch«: Tertium non datur? Versuch, einen möglicherweise falschen Eindruck der »Vorüberlegungen« zu »Wissenschaftssprache ... usw.« mittels hermeneutischer Anstrengung zurückzuweisen*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 424-428; hier: S. 427.
- 51) Wichert, Albert: ‚Die neue Kunstsprache dient nur ihren Verfertigern.‘ In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34 (1990). S. 442.
- 52) Jäger, Hans-Wolf: *Schön. Schlicht*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 419.
- 53) Pörksen, Uwe: *Thesen zur Sprachkritik und zur Wissenschaftssprache*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 432.
- 54) Pörksen, Uwe: *Thesen zur Sprachkritik und zur Wissenschaftssprache*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33 (1989). S. 434.
- 55) Schulz, Gerhard: *Jargon der Unverständlichkeit*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34 (1990). S. 440.

- 56) Kreuzer, Helmut: *Spontane Bemerkungen zu Walter Müller-Seidels Thesen über das neue in der Literaturwissenschaft*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 38 (1994). S. 432.